

Francia. Forschungen zur westeuropäischen Geschichte

Herausgegeben vom Deutschen Historischen Institut Paris

(Institut historique allemand)

Band 28/3 (2001)

DOI: 10.11588/fr.2001.3.46502

Rechtshinweis

Bitte beachten Sie, dass das Digitalisat urheberrechtlich geschützt ist. Erlaubt ist aber das Lesen, das Ausdrucken des Textes, das Herunterladen, das Speichern der Daten auf einem eigenen Datenträger soweit die vorgenannten Handlungen ausschließlich zu privaten und nicht-kommerziellen Zwecken erfolgen. Eine darüber hinausgehende unerlaubte Verwendung, Reproduktion oder Weitergabe einzelner Inhalte oder Bilder können sowohl zivil- als auch strafrechtlich verfolgt werden.

ges, als Finanz- und Handelsplatz im Weltmaßstab einer der bedeutendsten und im Hinblick auf ihre direkten Investitionen im Ausland und auf ihre Kapitalkraft geradezu eine Großmacht. Daß in den Beiträgen von den übrigen europäischen Staaten Rußland nur einzeln und dann auch nur en passant genannt wird, hat seinen Grund, bedarf aber für den Nichtschweizer einer Anmerkung. Zwischen 1918 und 1946 unterhielt die Schweiz – entgegen dem Grundsatz der Neutralität – keine diplomatischen Beziehungen zu Rußland. Diese waren abgebrochen worden, weil die Schweiz den kommunistisch gewordenen Staat bezichtigt hatte, sich über seine Berner Mission in die innenpolitischen Auseinandersetzungen um den Generalstreik von 1918 eingemischt zu haben. Was die 15 Beiträge (einschließlich zahlreicher Graphiken und Tabellen) insgesamt betrifft, so vertiefen sie durch eine spezifische Fragestellung unsere Kenntnisse über die Geschichte der Schweiz, ihr Selbstverständnis und ihr Erscheinungsbild im 20. Jh.

Reinhard SCHIFFERS, Bonn

Niall FERGUSON, *Der falsche Krieg. Der Erste Weltkrieg und das 20. Jahrhundert.* Aus dem Englischen von Klaus KOCHMANN, Stuttgart (DVA) 1999, 508 S.

Erkenntnisfortschritte in der Geschichtswissenschaft sind in den meisten Fällen verbunden mit der Revision etablierter Interpretationen. Die Geschichtsschreibung der letzten Jahrzehnte über Ursachen, Verlauf und Konsequenzen des Ersten Weltkrieges ist hierfür ein sehr gutes Beispiel. Die deutsche Geschichtsschreibung der zwanziger und dreißiger Jahre stand ganz im Zeichen der Zurückweisung der Kriegsschuldthese. Im Bereich der Militärgeschichte folgte das Reicharchiv-Werk der traditionellen kriegsgeschichtlichen Methode, die – trotz mancher weitergehenden Bemühungen – dem Phänomen des industrialisierten Krieges nicht gerecht werden konnte, da sie die politischen, wirtschaftlichen, sozialen und kulturellen Aspekte des Krieges, wenn überhaupt, dann nur ganz am Rande berücksichtigte. In ›Staatskunst und Kriegshandwerk‹, insbesondere Band 3 und 4 des Werkes, revidierte Gerhard Ritter diese verkürzte Sicht des Geschehens insofern, als er den politischen Rahmen, in dem die führenden Militärs handelten, in den Vordergrund rückte. Eine grundlegende Revision der etablierten Interpretation – ebenfalls in den sechziger Jahren – erfolgte durch die Forschungen Fritz Fischers, in denen die aggressiven Tendenzen der deutschen Politik hervorgehoben und der deutschen Führung die Hauptverantwortung für den Ausbruch des Krieges sowie die Aufstellung und Verfolgung hypertropher Kriegsziele angelastet wurde. Beide Positionen haben in den vergangenen Jahren mannigfache Differenzierungen und Ergänzungen erfahren, so z. B. durch Forschungen zur Rolle Österreich-Ungarns. Das Bild, das sich heute auf Grund der internationalen Forschung ergibt, ist sehr viel bunter, vielgestaltiger, kontrastreicher, aber auch widersprüchlicher geworden.

Das Buch des Oxforder Historikers Ferguson steht in dieser Reihe. Im Ansatz versucht er, über die nationale Perspektive hinauszukommen und den Krieg als ›Weltkrieg‹ zu erfassen. Dennoch steht die britische Politik und Kriegführung in der Auseinandersetzung mit dem Deutschen Reich ganz im Vordergrund der Darstellung. Und auf diesem Felde kommt er zu Ergebnissen, die elegant formuliert, aber in vielen Fällen nicht auf Zustimmung rechnen können. Ferguson hält den Weltkrieg aus britischer Sicht für den ›falschen‹ Krieg, weil die Politik Sir Edwards Greys und die geheimen Planungen der britischen Militärs sich auf »eine Fehlinterpretation der deutschen Absichten« (S. 389) gegründet hätten. Hätte sich Großbritannien von dem sich entwickelnden Krieg der Kontinentalstaaten ferngehalten, wäre bei einem für sicher gehaltenen deutschen Sieg Kontinentaleuropa im Sinne der heutigen EU umgestaltet worden (S. 215) – ohne massive »Schwächung der britischen Macht in Übersee« (S. 397). Das Verdikt über die Politik Greys könnte nicht schärfer ausfallen. Das Kaiserreich war nach Ferguson keine »ernsthafte Bedrohung« (S. 388) des Empire, gerade

aus diesem Grunde sei es zu keinem formalen Bündnis gekommen. Die »Schwäche Deutschlands« (S. 89) zeige sich z. B. darin, daß es sich im Rüstungswettlauf zu Lande wie zur See auf der Verliererstraße sah und auch die Finanzen des Reiches den Anforderungen dieses Wettlaufs nicht mehr gewachsen waren. Im übrigen, so meint Ferguson, befand sich der Militarismus in Europa im Niedergang. Auch im kaiserlichen Deutschland sei nur eine Minderheit als Militaristen zu bezeichnen (S. 60), dagegen habe der Antimilitarismus, insbesondere der Sozialdemokratie, stetig an Macht gewonnen. Konsequenterweise argumentiert Ferguson daher, daß die Ausweitung des serbisch-österreich-ungarischen Konflikts zu einem europäischen Krieg von deutscher Seite »aus einem Schwächegefühl heraus« betrieben worden sei. In dieser Beschreibung der deutschen Position betont der Autor unstrittige Elemente, übergeht aber nicht minder wichtige andere. Das auf diese Weise entstehende Gesamtbild kann nicht überzeugen. Der Militarismus, gerade in Deutschland, kein gravierendes Problem? Man macht es sich zu einfach, wenn man die Vorherrschaft militaristischen Gedankenguts in der deutschen Gesellschaft kurzerhand als eine wirkungsvolle These der Antimilitaristen erklärt (S. 65) bzw. die Kriegervereine nur in ihrer konservativen Ausrichtung würdigt (S. 51). Man kann natürlich auch mit »objektiven« Zahlen nachweisen, daß das Kaiserreich 1914 den Rüstungswettlauf verloren hatte, aber das war bezüglich der Armee bereits in den neunziger Jahren gegenüber den Heeren Frankreichs und Rußlands der Fall, und doch begann man in diesen Jahren den Wettlauf zur See gegen ein weiteres Land – Großbritannien. Bei all den Einschätzungen wäre auch zu berücksichtigen (was nicht geschieht), daß die Struktur der Exekutive ein einheitliches Regierungshandeln nicht zuließ. Das gilt auch für den Juli 1914.

In bezug auf den Kriegsverlauf interessiert den Autor vor allem die Frage, warum die Überlegenheit der Alliierten in tatsächlich allen Bereichen nicht zu einer früheren Niederlage der Mittelmächte geführt hat. Bei der ausführlichen Argumentation, insbesondere zur Organisation der Kriegswirtschaft in beiden Lagern, wird er nicht müde, die Ineffizienz auf seiten der Alliierten der Effizienz der Mittelmächte gegenüberzustellen. Allerdings finden bei diesen Zahlenspielen die Verbündeten Deutschlands – Österreich-Ungarn, Bulgarien und die Türkei – kaum Erwähnung, was für das Gesamtbild von erheblicher Bedeutung sein dürfte. Gegenüber manchen pauschalen Schlußfolgerungen ist Skepsis angebracht, so wenn der Autor behauptet, auf deutscher Seite habe es »zu keinem Zeitpunkt eine ernsthafte Knappheit an Granaten« gegeben (S. 256). Bekanntlich sah sich Falkenhayn gezwungen, dem Kaiser am 13. November 1914 zu melden, daß die »Artilleriemunition verbraucht« sei und das Heer »nur noch für sechs Tage Munition« habe (H. Afflerbach, Falkenhayn, S. 198).

Im übrigen ist es die deutsche Armee – wiederum finden die verbündeten Armeen keine Erwähnung –, die sich in der Kriegführung effektiver erweist, und das führt in der Darstellung zu scharfen Urteilen über das operative und taktische Handeln der alliierten militärischen Führung. Zum Nachweis der höheren Effizienz werden sogenannte »Nettoverlustzählungen« (S. 283, 293) herangezogen, die sich in der zusammenfassenden Schlußbetrachtung zu dem makabren Hinweis auf die Differenz in den »Tötungskosten« in Dollar steigern (S. 309f., 391), die den Mittelmächten erneut eine höhere »Effizienz« bescheinigen. Die Frage drängt sich auf, warum die Mittelmächte trotz aller »Effizienz« den Krieg verloren haben. Eine klare Antwort sucht man vergebens.

Die Niederlage der deutschen Armee im Westen 1918 erklärt der Autor mit »Fehlern der deutschen Strategie« (S. 391), wobei fraglich erscheint, ob es 1918 überhaupt eine deutsche Strategie gegeben hat. Zeichen für die militärische Niederlage sind für den Autor die hohen Gefangenenzahlen vom Sommer 1918 an. Die Erklärung hierfür bleibt unbefriedigend, weil die von März bis Juli 1918 andauernde, beispiellose Überforderung der kämpfenden Truppe, die gerade mit den Erfolgen einhergehende tiefe Hoffnungslosigkeit der Soldaten, verstärkt durch die Grippewelle ab Juni nicht berücksichtigt werden.

In den bisherigen Rezensionen sind die kontrafaktischen Überlegungen des Autors der Stein des Anstoßes gewesen. Viel problematischer scheint mir, daß der Autor häufig versucht, die komplexe Wirklichkeit des Geschehens jener Jahre mit Hilfe statistisch aufbereiteter Zahlen einzufangen, und Entscheidungen sowie Handlungen auf der Basis dieses Zahlenmaterials beurteilt.

Wilhelm DEIST, Freiburg

Christoph JAHR, *Gewöhnliche Soldaten. Desertion und Deserteure im deutschen und britischen Heer 1914–1918*, Göttingen (Vanderhoeck & Ruprecht) 1998, 419 S. (Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft, 123).

Le problème de la désertion a toujours préoccupé les hauts responsables militaires depuis au moins la création des armées régulières nationales mais la Grande Guerre a provoqué, là aussi, comme dans tant d'autres domaines, des changements profonds. En comparant comment cette problématique a été traitée dans l'armée britannique et l'armée allemande, Christoph Jahr a réalisé une étude complexe car on ne pouvait se contenter de s'arrêter sur les juridictions respectives et leur application, même si cela reste un point capital du problème. Il présente ici, de fait, une étude sociologique des armées allemande et britannique mais il replace aussi la société militaire dans les sociétés civiles des deux pays. L'armée britannique professionnelle de 1914 (quelque 100 000 hommes) n'était rien moins que démocratique et ne correspondait nullement à l'armée de conscription allemande. Ses officiers, issus pour l'essentiel des Public Schools et de Eaton, représentaient une élite sans occuper cependant la place honorifique qui était celle du corps des officiers d'active – ou de réserve – allemands dans une société au militarisme omniprésent. L'afflux massif de volontaires – deux millions et demi environ – jusqu'en 1916, où la conscription obligatoire fut imposée, les pertes énormes en cadres, ont totalement modifié la structure sociale des armées britanniques et, en conséquence, si le codex militaire restait celui d'avant la guerre (*Manual of Military Law*, 1914, *Army Annual Act* 1912), son application devait elle aussi s'en trouver modifiée. Or, il n'en fut rien, et l'esprit de caste du corps des officiers est resté le même, inadapté à la fois à la modernisation de la guerre et à ses conséquences sur la résistance des hommes soumis aux formes nouvelles du combat; l'attitude montrée envers ce qu'on dénomme les cas psychiatriques en reste un exemple typique, mais ceci est tout aussi vrai en Allemagne (et Autriche-Hongrie).

Jahr démontre avec clarté les conditions de vie (et de mort) créées par la guerre des tranchées et surtout la vie en arrière du front (zone des étapes etc.) pour tenter une typologie du déserteur, qu'il soit britannique ou allemand. Les fronts relativement statiques et étendus qui s'installèrent après la première phase de la guerre, et avant les tentatives de percée de 1917, n'ont pu être déterminants et ceux qui voulaient désertir ont connu des séjours de durées diverses en zones de combat. Il semble que les déserteurs – ou candidats à la désertion – ont su profiter des failles du système, de »niches« particulières qui leur permettaient de quitter leur unité et de vivre, le plus souvent de façon marginale, et pour relativement peu de temps, hors de l'armée. Les caractériser est hasardeux et, si parmi eux se trouvent des hommes qui, dans le civil, ont déjà un passé judiciaire, l'éventail sociologique est large dans les deux armées. Et puis, comment échapper au quadrillage systématique des polices militaires? Il était en outre plus facile à un Allemand de rejoindre son pays, ou la Hollande et la Suisse qu'à un Britannique. En tout cas, certains avaient fait preuve de bravoure au feu, étaient décorés et la lâcheté ne les caractérisait pas. Il semblerait qu'un certain pourcentage d'entre eux ne supportaient pas les contraintes de leur condition nouvelle de soldat. La comparaison entre l'application des peines encourues dans les deux armées bouscule bien des idées reçues et révèle que la justice militaire britannique s'exerçait de façon plus arbi-